

Lauter neue Möglichkeitsräume

An vielen Orten entstehen neue Jugendkirchen und Onlinegemeinden. Die Hoffnungen, die auf ihnen ruhen, sind groß. Zu Recht?

Von Reinhard Bingener

Pierre Schübler erinnert sich noch an die Rückenschmerzen, wenn früher die denkmalgeschützten Kirchenbänke herausgetragen werden mussten. Inzwischen liegen die schweren Teile dauerhaft im Keller. Die Leipziger Friedenskirche, in der sich die PAX Jugendkirche befindet, wartet stattdessen mit einer Bar und einer Fußbodenheizung auf. Das Kruzifix und der Altar sind geblieben. Die neue Beleuchtungstechnik illuminiert sie an diesem Abend in Blau und Rot. „Wir haben jetzt tolle Möglichkeiten, mit dem Licht und dem Raum zu spielen“, sagt Schübler.

Die neuen Formen von Gemeinden, die derzeit als Onlinekirchen oder Profilkirchen entstehen, brechen mit eingespielten Erwartungen. Die Menschen sollen Kirche auf eine neue, andere Weise erleben und so neues Interesse finden. Das ist zumindest der Plan der Kirchenleitungen. Geht er auf?

Die Kirchengemeinde, zu der die Friedenskirche gehört, tat sich zunächst schwer mit der Idee einer Jugendkirche, denn sie nutzte den Sakralraum für kulturelle Zwecke. Ausstellungen, Konzerte. „Das lief sich aber tot“, erzählt Jugendwart Schübler. Irgendwann kam die Gemeinde von sich aus noch einmal auf die Kirchenjugend in der Region Leipzig zurück: Jetzt sei man bereit, den Schritt zu tun. Die Kirchenjugend wurde Mieter, durfte Umbauten vornehmen. Die Gemeinde darf den Raum nach Anmeldung weiter nutzen. Schübler erzählt, beide Seiten kämen gut miteinander klar. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Die Einführung neuer Gemeindeformen führt auch zu Reibungen und Verteilungskämpfen. In einer Studie des kirchlichen Instituts „Midi“ berichten 38 Prozent der neuen Gemeindeformen von „ausgesprochen viel“ oder „sehr viel“ Konflikterfahrungen.

In Leipzig verläuft die Debatte vielleicht auch deshalb ruhiger, weil es kaum noch Jugendliche gibt, die selbst in der Kirche sind. PAX-Mitarbeiter Georg Matusche erzählt, dass in der ostdeutschen Metropole schätzungsweise bloß fünf Prozent aus dieser Altersklasse Mitglieder der evangelischen Kirche sind. „Wir nehmen hier keiner Kirchengemeinde etwas weg“, sagt Matusche, „sondern wir schaffen eine stärkere Konkurrenz zu säkularen Angeboten wie der Jugendweihe.“

Am Abend findet unter dem Kruzifix ein Spieleabend statt. Ein regelmäßiges Angebot. Matusche erzählt, dass zu dem Format anfangs eine kurze Andacht dazugehörte. Die fromme Übung habe sich jedoch wie ein Fremdkörper angefühlt. „Jetzt lasse ich das weg“, sagt Matusche. „Man muss da nicht überall noch einen Segen darüberkippen.“ Durch das illuminierte Kruzifix und die brennenden Kerzen sei der Raum auch so als Kirche erkennbar.

Für die Jugendkirche ist es keine einfache Aufgabe, eine gute Balance zwischen Säkularität und Sakralität zu finden. Auch in anderen „neuen Gemeinden“ ist den Verantwortlichen bewusst, dass der Versuch, neue Kontaktflächen zwischen der Kirche und einer sich säkularisierenden Gesellschaft zu schaffen, die Gefahr birgt, dass sich auch die Kirche selbst säkularisiert. Das Neue an den „neuen Gemeinden“ ist, dass ein Bewusstsein für diese Gefahr besteht. Denn auf den Bindungsverlust versuchen die beiden großen Kirchen schon seit vielen Jahrzehnten zu reagieren. Zumindest in Westdeutschland ließ man der Selbstsäkularisierung dabei nicht selten freien Lauf. Und da genug Geld vorhanden war, wurde parallel zu den herkömmlichen Gemeindestrukturen nach dem „Additionsprinzip“ ein Projekt nach dem anderen gestartet.

Jetzt gibt es eine neue Lage: Da den Kirchen das Geld ausgeht, wird aus der Addition plötzlich eine Alternative. Die Ortsgemeinden geraten dadurch unter Rechtsfertigungsdruck, weil sie mit vielen ihrer



Die Bänke sind rausgeflogen: Spieleabend in der Leipziger Pax Jugendkirche

Foto Robert Gommlich

Angebote nur eine relativ schmale Gruppe von Hochverbundenen erreichen. Die neuen Formen stehen ebenfalls unter Druck. Anders als früher können sie sich nicht länger mit einem „diakonischen Ansatz“ oder Vergleichbarem herausreden. Die Vorgabe lautet, dass sie als religiöser Ort funktionieren sollen.

Spricht man mit den Kirchenleitungen über diese Entwicklungen, spürt man eine große Unsicherheit. Der bevorstehende Abschied von der flächendeckenden Versorgung durch die jeweilige Ortsgemeinde bedeutet für beide Kirchen eine epochale Zäsur. „Meiner Einschätzung nach ist noch offen, in welche Richtung sich die Pluralisierung der Gemeindeformen entwickelt. Aber sie wird kommen“, sagt Regionalbischöfin Petra Bahr aus Hannover. Jede Landeskirche verfolgt eigene Pläne mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten wie „Möglichkeitsraum“ oder „Erprobungsraum“.

In der Regel soll eine stärkere Steuerung der Angebote durch die mittlere Ebene erfolgen, also die Dekane oder die Superintendenten. Die bisherigen Ortsgemeinden sollen sich stärker profilieren und mit neuen Gemeindeformen zusammenarbeiten. Petra Bahr kann sich vorstellen, dass dadurch in größeren Städten „Kinderkathedralen“ entstehen, die optimale Angebote für junge Familien machen. „Solch eine Schwerpunktbildung in den Regionen ist aber auch konfliktreich, da braucht man sich nichts vormachen“, sagt sie. Denn an der Basis gibt es eine ausgeprägte Furcht vor einer Übersteuerung der eigenen Arbeit durch die Vorgesetzten. Zudem hegt man dort den Verdacht, dass die Schaffung regionaler Einheiten auch dazu dient, künftige Personalkürzungen zu erleichtern. Auf der Führungsebene blickt man hingegen mit Sorge auf die starke rechtliche Stellung der Gemeinden, die den Wandel der Kirche verzögern könnten. „Der Erfolg hängt oft weniger vom Konzept ab, sondern eher von den handelnden Personen“, sagt Bahr. Auch deshalb ist die Regionalbischöfin dafür, überschaubare Einheiten von vier bis sieben Kirchengemeinden zu einer Region zusammenzufassen.

In der rheinischen Landeskirche hat die neue Leitung unter Präses Thorsten Latzel vor einigen Wochen ein Positionspapier vorgelegt, das konkrete Maßnahmen ungewöhnlich offen einfordert. „Wir haben kein Erkenntnis-, sondern ein Umsetzungsproblem“, heißt es darin. Seit Jahren sei klar, dass die Kirche künftig nicht von ihren bisherigen Strukturen her gedacht werden dürfe, in denen 90 Prozent der Ressourcen auf zehn Prozent der Mitglieder verwendet werden. Man müsse die gesamte Mitgliedschaft in den Blick nehmen. Für die Ebene der Gemeinden heißt das künftig eine „mixed

economy“ aus Ortsgemeinden, die sich stärker profilieren sollen, sowie neuen Gemeindeformen. Außerdem soll es eine stärkere Koordination mit den Einrichtungen der Diakonie geben. „Ein wichtiger Baustein dafür ist die Anstellung von Pfartern/innen im Kirchenkreis bzw. der Region“, heißt es in dem Papier.

Das ist eine nachgerade revolutionäre Forderung für eine presbyterial verfasste Kirche wie die rheinische, wo sogar die Kirchensteuer zunächst nicht auf der landeskirchlichen Ebene verbucht wird, sondern bei der jeweiligen Gemeinde. Präses Latzel wirbt jedoch für das Projekt: Die Kirche müsse in Zukunft in den Regionen flexibler disponieren können. Latzel gibt dabei zu, dass es sich um einen „heiklen Punkt“ handelt, der die Zustimmung der betroffenen Gemeinden erfordert.

Aufmerken lässt noch eine weitere Idee: Kirchenmitglieder sollen künftig ihre Gemeinde frei wechseln und dabei ihren Pro-Kopf-Anteil der Kirchensteuer mitnehmen können. „Unsere Mitglieder können dann durch eigene Entscheidungen Einfluss darauf nehmen, welcher Bereich gestärkt wird“, sagt Latzel, fügt jedoch einschränkend hinzu: Der Plan lasse sich nur mit Zustimmung der Synode verwirklichen. Der Vorschlag aus dem Rheinland belegt, wie offen die weitere Entwicklung der Kirchen ist: Mit der Möglichkeit, die eigene Kirchensteuer beim Gemeindefwechsel mitzunehmen, würde ein wettbewerbliches Element eingeführt, das beiden Großkirchen bisher völlig fremd ist. Die geplante Stärkung der Regionen entspricht dagegen eher dem bisherigen Ansatz, auf Steuerung der Gemeinden von oben zu setzen.

Ohne finanzielle Hilfe von oben wäre ein Projekt wie die Leipziger Pax Jugendkirche aber auch gar nicht möglich. Die Jugendlichen zahlen keine Kirchensteuer, die sie hierhin mitbringen könnten. Es handelt sich um eine gezielte Investition in die Zukunft. In Leipzig war das nicht einmal besonders teuer. Die Kosten für den Umbau der Friedenskirche sind nicht zu vergleichen mit den mehr als sechs Millionen Euro, die derzeit in Dresden für den Neubau einer Jugendkirche ausgegeben werden. Hinzu kommt, dass die beiden großen Kirchen nicht nur viel Geld für neue Gemeindeformen investieren. Die Pflege der Orgeln in den traditionellen Gemeinden erfordert häufig große Investitionen, obwohl sich die Faszination für diese Musik auf ein schmales, in der Regel bildungsbürgerliches Milieu beschränkt. Die Pax Jugendkirche setzt bei den Gottesdiensten daher auf eine Band. Die Lieder sind modern und eingängig. „Wir singen auch Lobpreis-Lieder“, erzählt Jugendwart Schübler. Diese Form der Kirchenmusik findet sich sonst eher in

evangelikalen und charismatischen Freikirchen.

Die Praktische Theologin Isolde Karle hat an ihrem Bochumer Lehrstuhl einige Jugendkirchen in Deutschland näher untersuchen lassen. Sie leisteten beachtliche Arbeit, seien aber oft nur für eine bestimmte Zielgruppe, meist evangelikale Jugendliche, interessant. Karle warnt davor, die Leistungskraft der neuen Gemeinden zu überschätzen und diejenige der traditionellen Gemeinden zu unterschätzen. „In meinem Fachgebiet der Praktischen Theologie gibt es ebenso wie in den Kirchenleitungen schon seit Jahrzehnten eine Tendenz, die Ortsgemeinden abzuwerten, obwohl viele von ihnen vergleichsweise robust sind und viele Aufgaben bewältigen“, sagt Karle und rät, gerade die neuen Gemeindeformen „sehr ernsthaft zu evaluieren“. Die Professorin beobachtet, dass für die dortigen Angebote ein ungewöhnlich hoher zeitlicher und finanzieller Aufwand betrieben wird. „Der Erfolg ist häufig eher mittelmäßig – meistens erreicht man nur die ohnehin kirchlich Engagierten.“

Trifft das auch auf die Pax Jugendkirche zu? Gottesdienst wird dort nur einmal im Monat gefeiert. „Dafür muss er eine hohe Qualität haben“, erzählt Aaron Gormanns aus dem Leitungsteam. „Wir wollen immer einen besonderen Moment im Gottesdienst, mal einen Film, mal eine Fragerunde.“ Das Ziel besteht darin, viele Ehrenamtliche wie Gormanns in die Vorbereitungen einzubinden. Der Aufwand ist dann verständlicherweise größer, als wenn die Pfarrerin bloß dem Küster und dem Organisten die Liednummern mailen braucht.

Die Zahl der Gottesdienstbesucher beziffern die Pax-Mitarbeiter auf fünfzig bis hundert, darunter viele Helfer. Ist das wenig? Gormanns erzählt, dass er ohne das Pax-Projekt vermutlich keinen Kontakt mehr zur Kirche hätte, für Leute in seinem Alter gebe es schließlich kaum Angebote. In der Jugendkirche hingegen konnte er seine tontechnischen Fähigkeiten einbringen. Nun, mit 28 Jahren, hält er sich langsam für zu alt für das Projekt und will Platz für Jüngere machen. Wird er weiter in der Kirche aktiv bleiben? „Gute Frage“, sagt Gormanns.

Professorin Karle findet es prinzipiell richtig, dass die Kirchen ihr Spektrum durch Angebote wie die Pax Jugendkirche erweitern. „Die neuen Gemeindeformen sind aber sicherlich nicht die Lösung der Kirchenkrise“, sagt sie und rät davon ab, die Entwicklung einzelner Gemeinden von oben vorzugeben. „Die Kirchenentwicklung ist in vieler Hinsicht kontingent, da kann man wenig durch gezielte Planung erreichen. Erfolg hängt häufig an einzelnen charismatischen Personen.“ Für die Kirchenleitungen hat Karle daher vor allem einen Rat: „Wenn man sieht, dass irgendwo etwas gedeiht, sofort die Gießkanne hinhalten.“